

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 27 (1970)

**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen

HERMANN MÜLLER-KARPE: *Handbuch der Vorgeschichte*, Zweiter Band: *Jungsteinzeit* (C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1968). Textband XIII + 612 Seiten, Tafelband 6 Tabellen, 327 Tafeln (inkl. 6 Karten).

H. Müller-Karpe legt als zweiten Band seines «Handbuchs der Vorgeschichte», dessen Gesamtplan hier bereits bei der Besprechung der ersten Lieferung erwähnt worden ist (Bd. 25, Heft 3, S. 159–161), nun die «Jungsteinzeit» vor. Wie im Vorwort angegeben, wird darin die Zeit vom Beginn des Nachpleistozäns (etwa 8. Jahrtausend v. Chr.) bis zur Frühstufe der sumerischen und ägyptischen Hochkulturen (28. Jahrhundert v. Chr.) behandelt. Die Übersicht strebt – wie schon der erste Band – globale Vollständigkeit an, d. h., es werden zahlreiche Gebiete der Erde, von denen als neolithisch anzusprechende Funde bekannt sind, einbezogen, zum Teil allerdings nur gestreift. Die Absicht, eine derart umfassende Darstellung vorzulegen, hat den Verfasser veranlasst, den Begriff «Neolithikum» nach universalgeschichtlichen Kriterien zu umschreiben. Das zum Teil epigonische, zum Teil progressive mesolithische Jäger-Fischer-Stadium der meisten Gebiete scheint ihm neben den stellenweise schon bald nach Beginn des Holozäns spürbar werdenden Ansätzen produzierender Wirtschaftsform nicht ins Gewicht zu fallen, so daß er auf einen Band oder Abschnitt «Mesolithikum» verzichtete. Andererseits entspricht nach Müller-Karpe die obere Grenze des Neolithikums zeitlich der Zäsur zwischen der Frühstufe der sumerischen und ägyptischen Hochkultur und der um 2700 v. Chr. beginnenden frühdynastischen Ära in Mesopotamien bzw. dem Alten Reich in Ägypten; das bedeutet, daß in diesen Gebieten Perioden mit schriftlichen Überlieferungen einbezogen werden, während «in Mittel-, Nord- und Osteuropa... vieles außer acht bleibt, was dort üblicherweise noch als neolithisch angesprochen wird, nämlich alle Megalithkulturen, die Michelsberger und die Altheimer Kultur, die Glockenbecher- und die Schnurkeramikultur, die jüngere Tripolje-Kultur und alle zeitlich entsprechenden Erscheinungen» (S. VI). Die dafür vorgebrachten Argumente sind nicht restlos überzeugend, denn auf diese Weise werden einerseits kulturell recht unterschiedliche Erscheinungen wie einfache mesolithische und zur Hochkultur überleitende Entwicklungsphasen mit eigentlichen neolithischen Bauernkulturen unter dem Titel «Jungsteinzeit» zusammengefaßt, andererseits aber wichtige Fundgruppen ausgeklammert. Zugegeben, die im allgemeinen übliche Behandlung des Neolithikums im «isophänomenologischen» Sinne ist auch nicht recht befriedigend; aber sie hat wenigstens gegenüber der von Müller-Karpe bevorzugten «isochronologischen» Betrachtungsweise, deren konsequente Durchführung zu erzwungenen Einbeziehungen bzw. Weglassungen führen muss, den Vorteil, daß sie jedermann vertraut ist. Eine andere Möglichkeit hätte darin bestanden, den Band unter einem Titel wie «ausklingendes Jägertum und Beginn produzierender Wirtschaftsformen» zu konzipieren. Auf diese Weise wäre es vielleicht vermeidbar gewesen, eine alte Zwangsjacke durch eine neue zu ersetzen.

Die Gliederung des Textes entspricht in weitgehendem Maße derjenigen des ersten Bandes. Den Anfang macht ein Überblick über die Forschungsgeschichte, die Mitte des letzten Jahrhunderts einsetzt, als Chr. Thomsen das Dreiperiodensystem archäologisch begründete und man bald darauf erkannte, daß das Ende der Steinzeit wesentliche kulturelle Neuerungen brachte. Besondere Abschnitte sind der Periode zwischen den beiden Kriegskatastrophen und der Zeit nach 1945 gewidmet. Dabei wird jeweils zu Recht großes Gewicht auch auf die Entdeckungen in Vorderasien und Ägypten gelegt. Im folgenden versucht der Autor auf einigen Seiten, «nichtprähistorische

Theorien zur Entstehung und Entwicklung des Neolithikums» darzulegen. Im Gegensatz etwa zu G. Smolla, dessen Arbeit über «Neolithische Kulturerscheinungen» mehr als nur eine Erwähnung in einer Fußnote verdient hätte, mißt Müller-Karpe den Bemühungen der Ethnologie um Klärung des Problems der Neolithisierung wenig Bedeutung bei. Zwar hat die völkerkundliche Forschung tatsächlich gegenüber der Urgeschichte den Nachteil, daß ihr eine klare stratigraphische Tiefe abgeht; auf der andern Seite ist ihr zugute zu halten, daß sie uns doch wichtige Hinweise zu vermitteln vermag, indem sie nicht nur über das Gerippe der zur Diskussion stehenden Kulturformen verfügt. Abgesehen davon können so weitschichtige und schwierige Probleme wie dasjenige der Anfänge produzierender Wirtschaftsform überhaupt nicht von einer einzelnen Disziplin mit Aussicht auf Erfolg behandelt werden: Es müssen weitere Fachgebiete, hier ganz besonders auch Paläobotanik und Paläozoologie beigezogen und zu einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt werden.

Zentrale Bedeutung kommt dem dritten Abschnitt «Der Fundstoff und seine zeitliche Gliederung» zu, der nahezu ein Drittel des Textbandes in Anspruch nimmt. Das Material wird hier nach Gebieten gegliedert vorgelegt: Ägypten, Mesopotamien, Mittelmeer/Asien, Südosteuropa, Apenninen-Halbinsel, Mitteleuropa, Westeuropa, Nordeuropa, Osteuropa, Südasien, Ostasien und Australien, Afrika, Amerika. Allerdings darf diese Aufzählung nicht darüber hinwegtäuschen, daß die einzelnen Regionen eine ganz unterschiedliche Behandlung erfahren. Während z. B. Ägypten und Mesopotamien 30 bzw. 37 Seiten gewidmet sind, wurden Afrika und Amerika auf 10 bzw. 6 Seiten zusammengedrängt. Auch der europäische Fundstoff ist sehr ungleich vertreten; als Extreme seien etwa Südosteuropa mit 22 und Nordeuropa mit 7 Seiten gegenübergestellt, wobei bei letzterem nur Star Carr und Maglemose, Ertebölle- und beginnende Trichterbecherkultur diskutiert werden. Es handelt sich dabei keineswegs um den einzigen Abschnitt, wo der Verfasser das Neolithikum, wie eingangs erwähnt, mit Rücksicht auf andere Gebiete ungewohnt früh enden läßt. Zudem hätte hier gemäß der Anlage des Werkes auf jeden Fall noch der Komsa-Fosna-Komplex einbezogen werden müssen. Dennoch sei lobend anerkannt, daß in diesem Abschnitt außerordentlich viel Material zusammenfassend behandelt wird.

In den folgenden sechs Abschnitten, die unterschiedlich lang sind, zusammen aber etwas mehr als ein Drittel des Bandes ausmachen, behandelt Müller-Karpe verschiedene Erscheinungsformen der neolithischen Kulturstufe, d. h. Siedlungen, Wirtschaft, soziale Verhältnisse, regionale Gruppenbildungen und Kulturbeziehungen, Kunst, Kult und Religion. Er gliedert den Stoff zum Teil regional, zum Teil chronologisch. Durchweg handelt es sich um wertvolle Übersichten.

Der zehnte Abschnitt, rund ein Viertel des Bandes, enthält wie im ersten Band eine Zusammenstellung der wichtigsten Fundstellen, die nach Ländern bzw. Erdteilen (Afrika und Amerika) gegliedert sind. Dabei fällt auf, daß einzelne Gebiete, auch solche, die in Abschnitt drei gestreift wurden, hier ganz fehlen (z. B. Irland, Norwegen, das allerdings im Abschnitt «Kunst» in bezug auf die jägerischen Felsbilder Erwähnung findet, Finnland, Korea, Japan, Hinterindien, Indonesien, Philippinen, Melanesien, Australien usw.). Eine Vollständigkeit besteht somit bei genauem Besehen nicht; besonders unverständlich ist es, daß das neolithische Japan übergangen wurde, dessen Jomon-Kultur einzig in Abschnitt drei kurz angeführt wird. Dazu kommt, daß auch hier die einzelnen Abschnitte sehr unterschiedlich lang sind; dies hängt allerdings z. T. wiederum damit zusammen, daß nichts mit einbezogen worden ist, was nach bis-

heriger Ansetzung – das Problem der C-14-Datierungen wird kaum diskutiert – jünger als 2700 v. Chr. sein soll. Als unbefriedigendes Beispiel sei etwa das Gebiet der Schweiz genannt: Dieser für die neolithische Forschung sicher nicht unbedeutenden Zone ist insgesamt eine einzige Druckseite gewidmet, auf der neben den mesolithischen Fundstellen von Birmatten-Basis-höhle und des Gebietes von Schötz nur die Stationen Egolzwil II und III erwähnt werden. Die wichtigen Entdeckungen M. Sauters in der dem Chasséen nahestehenden Walliser Station von St-Léonard finden keine Beachtung. Andere Grabungen der jüngeren Zeit, wie Thayngen-Weier, Egolzwil IV, Schötz oder Seeberg/Burgäschisee-Süd sollen vermutlich im folgenden Band, welcher der Kupferzeit gewidmet sein wird, einbezogen werden. Dies führt zu einem unbefriedigenden Auseinanderreißen des Materials.

Gesamthaft muß aber wie beim ersten Band anerkannt werden, daß Müller-Karpe eine große Arbeitsleistung vollbracht hat, daß er uns ein Nachschlagewerk vorlegt, das durchaus nützlich sein kann. Und doch ist auch diesmal der Eindruck zwiespältig, muß man sich fragen, ob der große Einsatz bei einer andern Konzipierung des Werkes nicht noch mehr hätte erbringen können. Unter den gegebenen Voraussetzungen besteht jedenfalls die Gefahr, daß es dem Buch ähnlich gehen könnte wie einer andern umfassenden Darlegung der Steinzeit aus den dreißiger Jahren, deren Autor ebenfalls versuchte, eigene, neue Wege zu gehen: Man anerkennt die Riesenleistung, ist beeindruckt von der Materialfülle und läßt den Band dann bald einmal in der Staubstratigraphie des Büchergestells versinken.

Zu erwähnen ist schließlich noch der Tafelband, der ebenfalls eine sehr beachtliche Fülle von Material enthält und deutlich für den riesigen Umfang der geleisteten Arbeit spricht. Die Tafeln, die nicht nur Gegenstände, sondern auch Fundsituationen, Grundrisse und Felsbildwiedergaben enthalten, können nicht zuletzt für den Unterricht nützliche Dienste leisten. Schade, daß es zu den einzelnen Tafeln kein eigentliches Abbildungsverzeichnis gibt, so daß man Auskünfte etwas umständlich in Abschnitt zehn des Textbandes suchen muß. Tabellen und Karten ergänzen den Tafelband. In bezug auf die Karten ist zu sagen, daß darin 445 Fundpunkte mehr vermerkt als in Abschnitt zehn des Textbandes beschrieben sind. Die Zweiteilung des Werkes ist zweckmäßig, nicht nur wegen des Umfanges, sondern auch in Hinsicht auf eine leichtere Benützbarkeit.

Hans-Georg Bandi

GÜNTER ULBERT: *Das frühromische Kastell Rheingönheim*. Die Funde aus den Jahren 1912 und 1913. Limesforschungen Bd. 9. (Gebr.-Mann-Verlag, Berlin 1969.) 61 S., 6 Abb., 62 Tafeln, 2 Beilagen.

Mit gewohnter, vorbildlicher Klarheit, Sorgfalt und trotzdem angemessener Kürze – alles fast schon zur Routine geworden – legt der Verfasser «Kastell Rheingönheim» vor. Der Ort gehört heute zu Ludwigshafen. Ein Teil des Kastells sowie der westlich vorgelagerte Auxiliar-Vicus und das zugehörige Gräberfeld fielen in den Jahren 1912/13 der Kiesgewinnung zum Opfer, ohne daß dabei Pläne erstellt wurden. Den Kleinfunden schenkte man einige Beachtung, und sie gelangten in das Museum von Speyer. 1961/62 wurden Sondierungen im noch bestehenden Teil des Kastells vorgenommen. Seine Größe liegt nicht eindeutig fest, aber es ist zu vermuten, daß zwei Kohorten oder eine Kohorte und eine Ala hier gelegen haben müssen. Nach Ausweis der Funde wurde das Kastell um 40 n. Chr. gegründet. Eine Zerstörung scheint 69/70 stattgefunden zu haben, und danach folgte nochmals eine kurzfristige Besetzung. Spätestens 74 muß das Kastell aufgelassen worden sein, als rechtsrheinisch Ladenburg, Heidelberg, Groß-Gerau besetzt wurden. In spätrömischer Zeit wurde Altrip auf dem linken Ufer sein Nachfolger.

Einigen Vorbemerkungen zu den verschiedenen Fundgattun-

gen folgt der ausgezeichnete, nur mit den wirklich nötigen Zitate versehen Katalog zu den Tafeln, deren Zeichnungen erstklassig sind. Von wichtigeren Stücken werden außerdem Fotos gegeben.

Was ist über das gleichzeitige Hofheim hinausgehend interessant? – Einige besondere Stücke waren schon lange bekannt, und man freut sich, sie nun im richtigen Zusammenhang zu sehen: den vollständigen Gladius mit zugehörigen Gürtelbeschlägen, die Glasphalera mit dem Bild des jüngeren Drusus, eine Handvoll «alpenländische» Fibeln. Die letztgenannten sind vom gleichen Verfasser bereits 1960 publiziert worden mit dem zweifellos richtigen Hinweis darauf, daß die Rheingönheimer Truppe aus dem östlichen Alpenraum gekommen sein muß. Zu den Fibeln gesellen sich jetzt noch zwei Fragmente von ebenfalls «norisch-pannonischen» Kähnen-Gürtelbeschlägen und eine Sigillatataste mit Auflagen und Sohlenstempel des Gellius als weitere Stücke, die in dieselbe Richtung weisen. Sonst bringt die Keramik nichts Aufregendes. Interessant Tafel 4, 2, eine Mischform Dr. 11/29. Das wichtigste sind die zahlreichen militärischen Ausrüstungsgegenstände, die hier noch vollständiger als in Hofheim beisammen sind und die zum Teil sicher nachweisbar an Ort und Stelle fabriziert wurden. Für die hübschen kleinen Palmettenbeschläge Tafel 31, 16–17, ist dem Verfasser auch eine bisher nicht beachtete Bestimmung gelungen. Sie gehörten zur Verzierung des unteren Teiles der Gladius-Scheide.

Ein Druckfehler: Zu Tafel 2, 7, muß es heißen «Dr. 36». Ein Zeichenfehler: Tafel 3, 1, ist mit Fuß zu ergänzen. Ein Schönheitsfehler: Den Sigillataprofilen Tafeln 1–3 hätten noch die Stempel beigefügt werden können. Überflüssig zu sagen, daß dies minime Kleinigkeiten sind. Das Buch hat seinen gesicherten Platz unter den Standardwerken zu den frühromischen Kastellen.

Elisabeth Ettlinger

JEAN HUBERT, JEAN PORCHER, W. FRITZ VOLBACH: *Die Kunst der Karolinger von Karl dem Großen bis zum Ausgang des 9. Jahrhunderts*. Universum der Kunst. Deutsche Übersetzung der französischen Originalausgabe [L'empire carolingien, Gallimard, Paris 1968]. (Verlag C. H. Beck, München 1969.) 408 S., 375 Schwarzweiß- und Farbbildungen (worunter zahlreiche Grundrisse), 5 Karten.

Im Verlauf eines Jahres hat sich die deutschsprachige Kunstliteratur gleich um drei Handbücher zum Frühmittelalter vermehrt. 1968 veröffentlichte Wolfgang Braunfels im Callwey-Verlag einen Band über die karolingische Kunst<sup>1</sup>, und 1969 erschienen das analog betitelte Buch der drei zitierten Verfasser und der lang erwartete fünfte Propyläenband von Hermann Fillitz über das Frühmittelalter<sup>2</sup>. Diese Häufung allgemeinverständlicher Publikationen zum selben Thema schränkt den Wert der einzelnen Bände nicht ein, sondern relativiert ihn im besten Sinne: Das vergleichsweise Studium der drei Publikationen erleichtert die Wertung der jeweils angewandten Methode, und die Übereinstimmungen und Varianten im Urteil der verschiedenen Autoren decken mit aller Deutlichkeit die momentane Situation in der Forschung auf.

Durch die Verpflichtung dreier spezialisierter Autoren für die Kunstgattungen der Architektur (mit ihrem Dekor), der Buchmalerei und der Skulptur wurde der Band in der Reihe «Universum der Kunst» so zuverlässig wie möglich zu gestalten versucht. Hubert, Porcher und Volbach schöpfen aus einem in langjähriger Arbeit erworbenen Fachwissen. Darin liegt einer der großen Vorteile des Buches. Die Zuweisung der einzelnen Stoffgebiete an eine mehrköpfige Autorschaft brachte jedoch zugleich einen spürbaren Nachteil mit sich (der aber nicht notgedrungen in Kauf zu nehmen war), nämlich einen Mangel an bewußter Koordination der drei Hauptkapitel. Dieser äußert sich schon in der sehr unterschiedlichen Ausführlichkeit der drei Verfasser. Wenn Porcher für die Miniaturen der Handschriften

mehr als doppelt so viele Textseiten und Abbildungen beansprucht wie Volbach für Skulptur und Kunstgewerbe, so muß dies primär zwar dem quantitativ unterschiedlichen Denkmälerbestand innerhalb der betreffenden Kunstgattungen zugeschrieben werden. Indessen stehen z. B. die wenigen Zeilen, in denen die Lorscher Buchdeckel zur Sprache gebracht sind (Volbach, S. 236f.), doch in einem unangemessenen Verhältnis zu dem breiten Raum, welcher der Behandlung des Godescalc-Evangelistars vorbehalten wird (Porcher, S. 75ff.). Natürlich spielen die beiden Werke in der karolingischen Kunst nicht dieselbe Rolle, aber im einen wie im andern Falle handelt es sich um bedeutende Denkmäler ohne zeitgenössische Vergleichsbeispiele. Damit sei nichts gegen die Bemerkungen der Autoren an sich gesagt. Mit seiner Feststellung, daß sich im Thema der Elfenbeine die «politische Tendenz des Hofes» manifestiere, und mit seiner kurzen Interpretation trifft Volbach sicher etwas vom Wesentlichsten dieser Kunstwerke. Wenig aufeinander abgestimmt sind zuweilen auch die Abbildungen der einzelnen Kapitel; man würde beispielsweise gerne eine oder zwei der drei Reproduktionen aus dem Evangeliar von Landévenec missen (Porcher, Abb. 183ff.), wenn Huberts Abschnitt über die Architektur wenigstens eine Illustration der Wandmalereien von Naturns beigegeben wäre, zumal das bretonische Evangelienbuch im Hinblick auf die karolingischen Kunstzentren stilistisch und geographisch mindestens so «exzentrisch» liegt wie der tirolische Freskenzyklus. (Die anthropo-zoomorphen Evangelisten-symbole, deren frühmittelalterliche Verbreitung Porcher mit den Miniaturen des Evangeliers dokumentieren will, tauchen schließlich noch in zahlreichen anderen karolingischen Denkmälern auf, so im Evangeliar von Ste-Croix in Poitiers, in der Trierer Apokalypse und andernorts.)

Das Fehlen einer Gesamtkonzeption macht sich aber besonders da bemerkbar, wo in den einzelnen Kapiteln Feststellungen zu Kunstwerken getroffen werden, die über die Grenzen der Kunstgattungen hinaus allgemein verbindlich sind. Alle drei Verfasser weisen mehrfach auf die Vorbildlichkeit der frühmittelalterlichen oder spätantiken Lombardei hin: Hubert etwa im Zusammenhang der Kirchen mit drei Apsiden oder der Flechtbandskulpturen (S. 15 und 28), Porcher bei der Behandlung des Gundohinus-Evangeliers, der Malerei der Hofschule und der Gruppe des Wiener Krönungsevangeliers (S. 74, 84, 88 und 92) und Volbach auf der Suche nach Parallelbeispielen zum Dekor des Altheus-Reliquiers in Sitten (S. 221). Obschon der Anteil der lombardischen Kunst und die Wege, auf denen sie nach dem Norden gelangte, in jedem Fall differenzierter Nachweise bedarf, wäre ein Abschnitt, in dem die prinzipielle Bedeutung Oberitaliens für die transalpine karolingische Kunst zusammenfassend gewertet würde, sehr willkommen. Ähnlich müßte auch von den Anregungen, die die karolingische von der insularen, der merowingischen und der byzantinischen Kunst aufs Ganze gesehen empfangen hat, des längeren die Rede sein sowie von den direkten stilistischen Verbindungen zwischen gewissen Miniaturen und Reliefs.

Diese Einwände betreffen nicht den Qualitätsgrad der einzelnen Hauptkapitel, sondern die Methode, in der das Buch vorgeht, und somit richten sie sich zur Hauptsache an den Verlag. Aber bleiben wir uns bewußt, daß einem Handbuch in jedem Fall auch natürliche Grenzen gesetzt sind: Es war von vorneherein unmöglich, auf rund 90 Textseiten das Thema aus allen Gesichtswinkeln zu beleuchten. Dem Buche ist unbedingt zuzugute zu halten, daß es sich fast ausnahmslos auf Wesentliches beschränkt und selbst in seinen gestrafften Kapiteln noch manches vorbringt, was auch den Fachmann interessieren muß. Häufig vermag der mit den Problemen und der Literatur Vertraute mehr *zwischen* den Zeilen als *auf* ihnen zu lesen.

Hiezu zwei Beispiele:

Ludwig Koehler hat in seinem dritten Band zu den karolingi-

schen Miniaturen eine Menge schwebender Fragen um die Gruppe des Wiener Krönungsevangeliers – um Janitscheks «Palastschule» – in überzeugender Weise beantwortet. Damit setzte das Standardwerk vielen Diskussionen über die von den Illustrationen der Hofschule so stark abweichenden, hellenistisch geprägten Miniaturen schlagartig ein Ende<sup>3</sup>. Um so mehr Aufmerksamkeit verlangt deshalb Porchers selbständige Stellungnahme zum Problem der Lokalisierung dieser Handschriften und der Abkunft ihrer Maler. Koehler hat bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit doch eindeutige Verbindungen zwischen den Miniaturen der Hofschule und der Gruppe des Wiener Evangeliers aufzeigen können<sup>4</sup>. Das führte ihn zum Schluß, die Schreibstube der vier Evangeliiere habe in nächster Nähe der Hofschule, in Aachen selbst gelegen. In den Künstlern vermutete er – ausschließlich auf Grund des Stils – Italiener oder in Italien ansässige Griechen. Porcher spricht sich dagegen für keine bestimmte Lokalisierung aus, gibt aber, gestützt auf eine historische Überlegung, einen interessanten Hinweis, der die künstlerische Abkunft der Maler betrifft: Er zieht Oberitalien als Wahlheimat des Künstlers der Wiener Handschrift in Betracht. Ausschlaggebend für ihn sind der hellenisierende – südliche – Einschlag der am Ende des 8. Jahrhunderts entstandenen Bilderhandschrift und die nachweisbaren Beziehungen Ludwigs südlich der Alpen und dessen Italienreise im Jahre 793 (S. 92ff.). Die mit allen Vorbehalten gemachten Überlegungen des Autors scheinen plausibel. Wenn er in Italien eine lange, bis ans Ende des 8. Jahrhunderts anhaltende griechische Maltradition voraussetzt, so folgt er damit einer Vermutung, die schon Koehler angestellt hat. (Immerhin gaben Ernst Kitzinger und andere Forscher zu bedenken, daß die zeitlich am nächsten liegenden römischen Fresken, die stilistisch mit dem Wiener Evangeliar und seinen Verwandten vergleichbar sind, noch aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts datieren und daß die Wandmalereien von Castelseprio – wenn sie wirklich um 800 geschaffen wurden – mehr mit dem Stil des Utrecht-Psalters und – in Einzelheiten – mit den Evangelistenbildern der Hofschule zusammenhängen als mit den Figuren des Krönungsevangeliers<sup>5</sup>. Diese zwingen zur Annahme, ihre Urheber hätten bewußt auf spätantike hellenistische Motive zurückgegriffen und seien selbst Griechen gewesen. Aber das entkräftet Porchers These über die unmittelbare Provenienz des am Krönungsevangeliar beteiligten Malers noch nicht.)

Zu den umstrittensten Zimelien karolingischer Zeit gehört die *Goldkanne von Saint-Maurice-d' Agaune*. Volbach erwähnt sie nur in einem Satz (S. 221), bringt darin aber eine Gedanken über die schmückenden «Pflanzenkandelaber» aus Email zum Ausdruck, der unseres Wissens in der ausgedehnten Literatur zu diesem Kunstwerk erst einmal, allerdings weniger prononciert, geäußert wurde<sup>6</sup>. Es ist bekannt, daß die meisten Forscher bis dahin in den Emails der Kanne einen Niederschlag sassanidischer Kunst gesehen haben und daß A. Alföldi in einem differenzierten Aufsatz die Auffassung vertreten hat, sie widerspiegeln eine Entwicklungsphase der persischen Kunst, die unmittelbar nach dem Sturz des Sassanidenreiches erreicht worden sei<sup>7</sup>. G. de Francovich sprach sich in der Folge in einer ausführlichen Arbeit gegen diese Ansicht aus: Die Emails müßten nicht als postsassanidisch-islamisches, sondern als stadtbyzantinisches, von sassanidischen Einflüssen geprägtes Erzeugnis angesehen werden<sup>8</sup>. Volbachs Meinung muß auf dem Hintergrund dieser vorausgegangenen Untersuchungen überraschen, denn sie distanziert sich von den bisherigen Forschungsergebnissen. Der Autor bringt die Emails mit der *italo-byzantinischen Kunst* in Zusammenhang und stellt damit einen interessanten dritten Vorschlag zur Diskussion<sup>9</sup>. Der Leser fragt unwillkürlich nach dessen Motiven; schade, daß es die Platzverhältnisse dem Verfasser nicht erlauben, seinen Gedanken ausführlich darzulegen.

Es gehört zur Natur eines Kompendiums, Problemen aus dem



Weg gehen zu müssen, die in der wissenschaftlichen Literatur Dutzende und Hunderte von Seiten füllen. (Das wird in diesem Falle auch bei Datierungsfragen klar: Diptychon von Genoels-Elderen [Volbach, S. 224], Fresken von Castelseprio [Hubert, S. 16].) Niemand wird aber darum den Wert des vorliegenden Buches in Zweifel ziehen. Der leichtverständliche Text, die Bildauswahl und das mit einem Glossar kombinierte Register ermöglichen dem Laien einen mühelosen Zugang zur karolingischen Kunst; und die kompetenten Urteile der Verfasser, die Qualität der Abbildungen und die geographisch und historisch weitgreifende Zeittafel erlauben es dem Fachmann, sich jederzeit schnell zu orientieren.

Peter Hoegger

<sup>1</sup> W. BRAUNFELS, *Die Welt der Karolinger und ihre Kunst*, München 1968.

<sup>2</sup> H. FILLITZ (u.a.), *Das Mittelalter I*, Berlin 1969.

<sup>3</sup> W. KOEHLER, *Die karolingischen Miniaturen III/1*, Berlin 1960.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 25f., 31 ff.

<sup>5</sup> E. KITZINGER in: *The Art Bulletin* 44 (1962), S. 63. – J. BECKWITH in: *Karl der Große III*, Düsseldorf 1965, S. 298f.

<sup>6</sup> M. AGA-OGU in: *The Art Bulletin* 28 (1946), S. 160–170.

<sup>7</sup> A. ALFÖLDI in: *ZAK 10* (1948/49), S. 1–27.

<sup>8</sup> G. DE FRANCOVICH in: *Arte in Europa*. Scritti di storia dell'arte in onore di Edoardo Arslan I, Mailand 1966, S. 133–175.

<sup>9</sup> AGA-OGU führte – unter vielen anderen – einen Vergleich zwischen den Emails der Kanne einerseits und den Emails des Volviniusaltars und eines Kelches im Schatz von San Marco andererseits an.

HUGO SCHNEIDER: *Adel – Burgen – Waffen*. Monographien zur Schweizer Geschichte, herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, Band 1. (Francke-Verlag, Bern 1968.) 99 S.

Der Autor faßt in diesem Buch die drei an sich selbständigen Abhandlungen «Adel, Burgen, Waffen» zusammen. In der ersten und wichtigsten Studie des Werkes – umfangmäßig größer als die zwei nachfolgenden zusammen – untersucht der Verfasser das Problem «mittelalterlicher Adel». Nach einer kurzen Einführung über Entwicklung und Gliederung des Adels spricht er vom Lehenswesen, der Grundlage des damaligen Lebens. Um dem historisch interessierten Laien die Lektüre angenehmer zu machen, stellt er vielfach die Sachlage graphisch dar; so wird die Beschreibung der Abhängigkeitsverhältnisse, der Regierung und Verwaltung des mittelalterlichen Staates sowie die soziale Schichtung der damaligen Gesellschaft mit entsprechenden, das Verständnis fördernden schematischen Abbildungen bereichert. Anschließend an die Ausführungen über das Lehenswesen behandelt der Verfasser Erscheinungsformen und Wirkungen des adeligen Lebens, wie Jagd, Kriegführung, Fehde und Klostergründungen, in kurzen Kapiteln.

Die Studie wird durch die Erwähnung der historiographischen Schwierigkeiten der Adelforschung abgerundet. Wahrscheinlich zu Recht stellt der Autor fest, daß wir noch lange auf eine umfassende schweizerische Adelsgeschichte warten müssen, fehlen doch die Grundlagen, die regionalen genealogischen Arbeiten. Ferner erschwert der Umstand, daß sich auf dem Gebiete der Schweiz drei Kulturkreise treffen, die Arbeit der Mediävisten stark.

Im Laufe der letzten Jahre sind öfters mehr oder weniger umfangreiche Publikationen über die Schweizer Burgen erschienen. Schon allein diese Tatsache zeigt, daß die Forschung auch auf diesem Gebiete intensiviert wird.

Die zweite Studie des Buches macht den Leser nicht nur mit der allgemeinen Problematik des mittelalterlichen Befestigungswesens vertraut, sondern zeigt ihm auch die Arbeitsweise des Burgenforschers, was in andern Publikationen fehlt. In diesem Sinne außerordentlich interessant ist das Kapitel «Archäolo-

gische Forschung». Vielleicht würde sich die Mühe lohnen, dieses Kapitel ergänzt und etwas abgeändert als selbständige Abhandlung zu publizieren.

Die Studie «Waffen», womit das Bändchen schließt, bringt eine kurze Darstellung der ritterlichen Schutz- und Angriffswaffen sowie der damaligen Kampfweise.

Die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft hat sich mit der Herausgabe der «Monographien zur Schweizer Geschichte» zum Ziele gesetzt, den interessierten Laien über den neuesten Stand der Forschung auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften zu orientieren. Der vorliegende Band erfüllt dieses Ziel vollkommen.

L. Lukacsy

HANS-ULRICH GEIGER: *Der Beginn der Gold- und Dickmünzenprägung in Bern*. Ein Beitrag zur Bernischen Münz- und Geldgeschichte des 15. Jahrhunderts. [Sonderdruck aus: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 52. Band, 1968.] (Schweizerische Numismatische Gesellschaft, Bern 1968.) 246 S., davon 7 Bildtafeln und 1 Tabelle.

Ihre Goldgulden prägte die Stadt mit dem Bild des Apostelfürsten Petrus und dem Bärenschild, auf ihren Silbermünzen erscheint das Wappentier der Berner unter den ausgebreiteten Flügeln des Reichsadlers. Im Jahre 1479 hatte sich die stolze Stadt hoch über der Aare von Papst Sixtus IV. das Privileg zur Goldmünzenprägung erteilen lassen. Das Recht zur Silbermünzung besaß sie seit langer Zeit vom Reich, ohne daß man genau wüßte, seit wann. Berner Pfennige werden erstmals 1228 urkundlich erwähnt. Die befreundete Nachbarstadt Freiburg i. Üe. hatte erst 1422 das Recht bekommen, eigene Münzen unter ihren Zeichen zu prägen, das Recht zur Silberprägung von König Sigmund, das Recht zur Goldprägung von Papst Martin V. Auch die Stadt Basel erhielt ihre Berechtigung, Goldgulden nach rheinischem Fuß zu schlagen, am 28. Dezember 1512 vom Papst, damals Julius II., zu dem die Eidgenossen besonders enge Beziehungen unterhielten.

Was man von den schwachen und wankelmütigen Oberherrn des zerfallenden Heiligen Römischen Reiches nicht bekam, besorgte man sich vom Pontifex Maximus als Stellvertreter Christi, von dem auch die Kaiser ihr Richteramt auf Erden haben, «cum Romana ecclesia caput sit mundi et summus pontifex vicarius Jhesu Christi, a quo imperatoria maiestas exercitium jurisdictionis sue sumit...», wie die Instruktion des Berner Rates an seinen Abgesandten nach Rom 1479 lautete. Die Preise für die kostbaren Privilegien werden im einen wie im anderen Fall nicht billig gewesen sein.

In dieser Zeit des von erbitterten Parteienkämpfen erschütterten und zerrissenen Spätmittelalters war es frommer Brauch geworden, die eigene bedrohte Existenz und ihr Recht unter den Schutz von speziellen Lokal- und Nationalheiligen zu stellen, die als Stadt- und Landespatrone auf den repräsentativeren Münzen der eidgenössischen Republiken erscheinen. In Bern ist es der heilige Vinzenz, dem 1485 ein Chorherrnstift in der Stadt gegründet wurde, dessen Bild die silbernen Großmünzen der Burgfeste schmückt.

Seit 1474 war in der mächtigen Stadt Mailand unter den Herzögen Galeazzo Maria Sforza (1466–1476) und Gian Galeazzo (1476–1494) eine neuartige Münzsorte geschlagen worden, größer und schwerer als alle bis dahin bekannten. Sie maßen im Durchmesser 28–30 mm, wogen durchschnittlich 9,5 g und bestanden aus hochfeinem Silber (937/000). Auf den Vorderseiten trugen sie die von hervorragenden Meistern der Münzglyptik geschnittenen Porträts der Fürsten und wurden deshalb «Kopfstücke», Testoni, genannt. 1482, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ruhmes, nachdem unter ihrer Führung die eidgenössische Kriegsmacht Karl den Kühnen besiegt und vernichtet hatte, prägte die Stadtrepublik Bern diese Mailänder Münzsorte, die «Meylanndsch großen», mit dem Bild ihres

eigenen Schutzherrn, des heiligen Vinzenz, getreulich nach. In engster Anlehnung an die Mailänder Herzogporträts wurde das Brustbild des Heiligen geformt, lediglich Tonsur und geistliches Gewand unterscheiden ihn von seinen unheiligen Vorbildern, deren Gesichtszüge er sogar für sich in Anspruch nimmt, wie Geiger durch Gegenüberstellungen überzeugend nachgewiesen hat. Drei dieser «Dicken» entsprachen dem Wert eines rheinischen Gulden, das waren 2 Pfund Pfennige oder 40 Schillinge. Die seit Beginn des 15. Jahrhunderts in Bern gemünzten üblichen Kleingeldsorten, wie Plapparte (8 Pfennige) und «Fünfer» (4 Pfennige), gingen zu 60 bzw. 120 Stück auf einen Goldgulden.

Zehn Jahre nach dieser Einführung der Mailänder Großmünzen im Bernbiet wurde das neue Großgeldsystem weiter ausgebaut. 1492 erschienen neben den bisherigen Dicken zu 9,55 g (Drittelunzen) Viertelstücke zu 7,32 g, Halibunzen zu 14,01 g und im folgenden Jahr 1493 die den Goldgulden im Wert entsprechenden Unziales im Gewicht von 29,65 g mit dem stehenden Ganzfigurenbild des Stadtheiligen mit Palme und Buch in den Händen. Auf der anderen Seite der Münzen erscheint im doppelten Schildkreis das Berner Vogteiwappen, der unter dem Reichsadler schreitende Bär. Wie die Dicken Nachahmungen von Mailänder Vorbildern sind, so die «Unziales» in der künstlerischen Gestaltung freiere Nachahmungen der seit 1484 von Erzherzog Sigmund in Hall in Tirol gemünzten «Guldengroschen». Schwierigkeiten mit der Silberbeschaffung verhinderten die Ausprägung dieser Grobsorten in größeren Mengen. Wie der Verfasser betont, diente Berns Gulden- und Guldengroschenprägung vornehmlich Repräsentations- und Verehrzwecken. Für den Großgeldverkehr waren in erster Linie die «Dicken» da. 1502 wurde der Kauf der Herrschaft Bibern durch die Stadt Bern – trotz großer Mühsal und Verzögerung in der Beitreibung des benötigten Silbers – mit selbstgeprägten Dicken bezahlt. Auch weist die Tatsache, daß die Dickenprägung oft im Privateauftrag von Kaufleuten in Bern wie in Freiburg und Luzern stattfand, darauf hin, daß die Dicken im Zahlungsverkehr der Wirtschaft eine Rolle spielten. Die stattlichen, durch ihre Solidität und Schönheit in die Augen fallenden Stücke fanden reißenden Absatz. «Die wurden ouch bald verzuckt, das man ir wenig me vand», läßt uns Diebold Schilling in seiner Berner Chronik wissen.

Sehr bald wurden sie von anderen Münzherrschaften nachgeahmt. Jost von Silinen, Bischof von Sitten (1482-1496), war einer der ersten, die Bern in der Dickenprägung folgten. 1494 schloß sich Freiburg i. Üe. an, 1495 Luzern. Auch die Dicken von Solothurn gehören sicher noch in die neunziger Jahre. 1499 folgten Basel und Konstanz, 1500 Zürich und St. Gallen, 1513 Ulrich von Württemberg und Christoph von Baden. Auch die Guldengroschen Berns blieben nur kurze Zeit lang die einzigen in der Eidgenossenschaft. 1498 ließ Bergwerksbesitzer Bischof Niklaus Schiner von Sitten (1497-1499) Unziales prägen, 1501 die Stadt Solothurn, 1512 Zürich, 1513 die drei Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden gemeinsam in Bellinzona und Schwyz allein ebendort, 1518 Luzern und vor 1536 auch Freiburg i. Üe. 1507 hatte Herzog Ulrich von Württemberg in Stuttgart die ersten Guldengroschen in Süddeutschland schlagen lassen.

Bei diesen meist durch hervorragenden Stempelschnitt ausgezeichneten Großmünzen, die sich seit 1482 von Bern ausgehend, im Laufe rund eines Dritteljahrhunderts über die Eidgenossenschaft und bis Süddeutschland ausdehnten, fällt immer wieder eine sicher nicht zufällige «Familienähnlichkeit» auf. Die Mehrzahl der Stücke trägt als Münnzeichen eine in ihrer Ausformung sehr charakteristische fünfblättrige, ausgefranzte Rosette (Geiger 20 a, 23, 26 d, 29, 33 a, 34 Rs., 37, 41, 42), die wohl ebenso wie das gezackte Vierblatt (Geiger 22 b), die Vierblattrosette (Geiger 24 a, 25, 34 Vs., 36) und die glatte Sechsblatro-

sette (Geiger 35, 43) als «Signaturen» der leider unbekanntem Stempelschneider anzusehen sind. Die Berner Fünfblattrosette finden wir wieder auf Solothurner Batzen und Dicken (Simmen 29 Vs., 33), auf Luzerner Dicken und Batzen (Wielandt 7 b, c, 11), auf Konstanzer Dicken und Batzen (Nau 50–82), auf Zürcher Talern 1512 (Schwarz Tafel VIII), auf württembergischen Dicken Herzog Ulrichs (Binder-Ebner 38–46), auf badischen Dicken 1518/19 (Wielandt 109–129). Die gezackte Vierblattrosette finden wir wieder auf der Rückseite des Solothurner Batzens (Simmen 29), auf Zürcher Dicken 1504 (Schwarz Tafel IX, 1) und die glatte Sechsblatrosette begegnet uns auf Luzerner Dicken (Wielandt 4) wie auf solchen Matthäus Schiners in Sitten (Schwarz Tafel IV, 3). Falls es sich bei diesen trefflichen «Ysenschnidern» nicht um Wanderkünstler gehandelt hat, die ihr beehrtes Gewerbe im Umherziehen von Münzstätte zu Münzstätte ausübten, dann bliebe nur noch die Schlußfolgerung, daß alle diese Münzstempel in Bern selbst geschnitten wurden, um dann an die einzelnen Münzstätten zwecks Ausprägungen verschickt zu werden. Im einen wie im anderen Fall dürfte Bern mit seinem berühmten Goldschmiedegewerbe auch als Zentrum der Münzglyptik erwiesen sein und die namentlich nicht genannten, aber damals in bestem Ruf stehenden, mit Aufträgen aus der Schweiz und Süddeutschland überschütteten Meister in den Familien der Motz, Müller, Reminger, Meinrats zu suchen sein. Wir werden auch kaum fehlgehen, wenn wir die Initiative der Stadt Bern zur Prägung von Großmünzen auf diese im Rat sitzenden Goldschmiedefamilien und ihre Interessen zurückführen.

Mehr noch als Gulden, Guldengroschen und Dicken hat eine vierte, für Bern wie für den gesamten Süden des Reiches neuartige Münzsorte in der Geldgeschichte dieser Länder Epoche gemacht, die seit 1492 zum erstenmal geprägten Batzen. Sie waren eine kleinere, aber immer noch sehr stattliche Geldsorte, mit 26 mm Durchmesser nur unmerklich größer als die alten, in Bern seit Jahrhundertanfang üblichen Plapparte, im Prägebild diesen sehr ähnlich, auf der Vorderseite der unter dem Reichsadler dahintrottende Bär – allerdings nicht frei im Feld, sondern im Schild –, auf der Rückseite ein maßwerkverziertes Kreuz. Im Gewicht waren sie etwas schwerer als die alten Plapparte, statt 2,25 g wogen sie 3,34 g – zwei Jahre später auf 3,31 g reduziert –, und hatten einen etwas höheren Silbergehalt als jene, 500/000. Dennoch sollte jeder dieser neuen Plapparte, die wenig später verächtlich «Batzen» genannt wurden, zwei der alten gelten, zu vier Kreuzern verrechnet werden und 15 von ihnen auf einen Goldgulden gehen. Das kam einer Abwertung der alten goldenen Standardmünze um 21% gleich. Wie alles unterwertige Geld, breiteten sich auch die Batzen nach Greshams ewigem Gesetz mit epidemischer Geschwindigkeit und Unaufhaltsamkeit aus. Den Initiatoren dieser Massenprägung, Münzmeister Ludwig Gsell aus Basel, seinen Silberlieferanten und seinem Nachfolger im Münzmeisteramt Hans Pur, verschaffte die Batzenprägung samt ihren Wechsel- und Umprägemanipulationen «vil, doch bald zergangnen, nuz und gwin, aber einer stat Bern wenig êr und lob», wie Chronist Valerius Anshelm sich ausdrückte. «Ist ein unufhörende, schwere schätzung des ganzen ober Tutschlands.»

Wie die umliegenden Münzstände Bern in puncto Repräsentation und Staatmachen mit schönen, schweren Silbermünzen nicht nachstehen wollten, so mochten sie der hochmütigen Stadt auch nicht alleine ihre lukrativen Batzengewinne überlassen. Am schnellsten war in der Nachbarschaft Solothurn auf dem Plan. 1499 begann eine massenhafte Batzenprägung in der Stadt Konstanz, 1500 in St. Gallen, in Zürich, in Salzburg, in Radolfzell, 1503 in Luzern, 1508 stieg der Bischof von Konstanz in Meersburg ins lohnende Geschäft ein, im gleichen Jahr auch die Stadt Isny, 1510 der Bischof von Chur. Wie eine Seuche breitete sich die Batzen- und Kreuzerwährung über die ganze Schweiz

und trotz heftiger Gegenwehr Württembergs, Badens und des Rappenmünzbundes auch in Schwaben, am Oberrhein, im Elsaß, in Franken, in Bayern und der Pfalz, sogar in Oberitalien aus, bis 1534 auf Kreisbeschluß die Batzenprägung in Oberdeutschland eingestellt wurde. In den drei Vororten der Westschweiz, in Bern, Solothurn und Freiburg, blieb der Batzen jedoch Währung bis zur Schaffung einer gesamt Eidgenössischen Franken- und Rappenwährung in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die vom Verfasser mit vorbildlicher Genauigkeit auf Grund soliden Quellenstudiums erarbeiteten und in einem farbenreichen Gemälde, dessen große Führungslinien mit einer Fülle hochinteressanter Details ausgestattet sind, vor dem Leser ausgebreiteten Pioniertaten Berns in der zentraleuropäischen Geldgeschichte vollziehen sich auf dem Hintergrund eines düsteren Zeitkolorits von Kriegen, Pestilenzen, Mißernten, Teuerungen und Hungersnöten. Aus dem vom Verfasser im Anhang mitgeteilten Katalog von nicht weniger als 128 verschiedenen in- und ausländischen Münzsorten, die vom Rat der Stadt zwischen den Jahren 1470 und 1502 in 34 Münzmandaten tarifiert oder verboten wurden, wird die konkrete Situation einer Stadt und ihrer Bürger im späten Mittelalter erschreckend augenfällig. Man lese diese eindrucksvolle Liste, die Münzen aus fast ganz Europa umfaßt, von England bis Neapel, von Rhodos bis Kastilien, um sich von dem Tohuwabohu des Geldumlaufs in jenen Zeiten eine Vorstellung zu machen. Da mußten alle löblichen Absichten, zu Nutz und Frommen der Untertanen gute Münzen zu prägen und mittels Mandaten stabile Verhältnisse zu schaffen, von vorneherein zum Scheitern verurteilt sein. Wo eine nicht mehr zu übersehende Anzahl von mittleren, kleinen und kleinsten Territorien mit eigenen Währungen, Sorten, verschiedenen Münzfußßen, labilem Schrot und Korn sich eng im Raume stießen und ihre Prägeprodukte im freien Spiel der Kräfte mischten, verschlangen, verwirrten, da konnte es nichts anderes geben als permanente Unsicherheit, Kampf aller gegen alle und das Faustrecht des Stärkeren, Schnelleren, Versierteren, Skrupelloseren. Bern schlug mit seiner Großmünzenprägung den richtigen Ausweg in geregeltere, klarere, stabilere Zustände ein. Es torpedierte aber diese richtigen Ansätze selbst durch seine egoistische Weigerung, 1483 zusammen mit seinen Verbündeten eine gesamt Eidgenössische Währung zu schaffen. So lag die Zukunft in den Händen der großen und mächtigen, silber- und goldträchtigen Territorialstaaten Österreich-Ungarn und Frankreich, zwischen deren Machtpolitik sich die Eidgenossen unter kluger Ausnutzung ihrer Position der Mitte als Söldner und Diplomaten, als Kaufleute und Bankiers, als Mittler und Nutznießer durchgesteuert und hochgeschaukelt haben. Die Gold- und Dickmünzenprägung Berns zeigt die klugen Stadtväter mit einem Finger am Schalthebel der heraufziehenden Neuzeit. Ihre Münzen aus den zwei Jahrzehnten von 1482 bis 1501 zählen zu den Inkunabeln unserer modernen Geschichte.

Zum Schluß sei noch eine Anmerkung zur Goldmünze Geiger Nr. 29 erlaubt. Der Verfasser möchte das 26,5 mm messende und 3,35 g wiegende Stück als Goldschild oder Goldkrone, d.h. als Nachahmung französischer Ecus d'or verstanden wissen, denen es in der Tat in Größe und Gewicht entspricht. Wie aber sollte der Zeitgenosse ohne jede Angleichung im Äußeren, in Bild und Darstellung, auf die Idee gekommen sein, er habe hier eine Geldsorte des französischen Währungssystems vor sich? Legten doch sämtliche anderen Großmünzen Berns durch ge-

treue Nachahmung ihrer Vorbilder Wert darauf, schon gleich durch ihre äußere Erscheinung als einem bestimmten Währungssystem zugeordnet erkannt zu werden. Und warum sollte auf einer nicht reichsüblichen Münzsorte der Reichsadler erscheinen? Alle diese Überlegungen würden nach Auffassung der Rezensentin eher dafür sprechen, hier den Goldabschlag eines ursprünglich für Silberprägung vorgesehenen Stempelpaares zu vermuten, am ehesten eines bisher sonst nicht bekannten Batzentyps.

Es ist überhaupt sehr auffallend und bemerkenswert, wie Bern, an der Westperipherie des Reiches gelegen und wirtschaftlich wie politisch eng mit Burgund und Frankreich verknüpft, dennoch in seiner Münzprägung durch Anbringung des Reichsadlers und Münzung von reichsüblichen Sorten sein Selbstverständnis als Reichsstand laufend bekräftigte und betonte.

E. Nau

ADALBERT KLEIN: *Keramik aus 5000 Jahren. Hundert Meisterwerke aus dem Hetjens-Museum, Düsseldorf.* (Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1969.) 271 S., 100 Farbtafeln.

Adalbert Klein, der seit langem die Keramik-Sammlung des Hetjens-Museums in Düsseldorf betreut, hat anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Museums und des Bezuges eines neuen Hauses in einer Art Festschrift die Bedeutung dieser Sammlung gewürdigt, welche die größte und vielseitigste ihrer Art in Deutschland ist. Einen höchst anschaulichen Begriff davon gibt der vorliegende, sehr stattliche Band mit seiner Auswahl von 100 Meisterwerken. In diesem widerspiegeln sich nicht nur zeitliche Räume von zusammen rund 5000 Jahren, sondern auch die verschiedensten Kulturen, Europa, der Vordere Orient und der Ferne Osten, während die altamerikanischen Stücke, die das Museum besitzt, aus den verständlichen Gründen einer gewissen Konzentration nicht berücksichtigt sind. Innerhalb des genannten Umkreises sind dafür neben dem Porzellan im engeren Sinne, wie es in Europa erst mit dem 18. Jahrhundert auftritt, auch dessen Vorläufer, nämlich Steingut und Fayence, vertreten. – Den Band ergänzt ein Anhang mit höchst instruktiven Bemerkungen zum technischen und stilistischen Befund einiger Keramiken anhand einzelner vergrößerter Details.

Klein verfügt über ein enormes technisches Wissen. Trotzdem bedeutet für ihn Geschichte der Kunst der Keramik «nicht Geschichte der Technik der Keramik, auch nicht materiell bestimmte Entwicklung; auch sie bleibt stets ein Spiegelbild menschlichen Gestaltens».

Jedes der übrigens in seltener Vollkommenheit von Carlfried Halbach farbig aufgenommenen Stücke wird auf einer nebenstehenden Textseite unter Zuziehung der einschlägigen Literatur erläutert, sowohl in materiell-technischer wie auch in historischer und ikonographischer Sicht. – Den einzelnen Kapiteln vorangehende Einleitungen arbeiten die regionalen und geschichtlichen Zusammenhänge heraus und gehen auch auf einzelne Schulen ein, wobei dem Bestand des Hetjens-Museums entsprechend Deutschland und hier wiederum die Rheinlande im Vordergrund stehen. Doch zeigt eine der Farbtafeln auch eine typische Arbeit des Winterthurer Ofenmalers David Pfau II aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im übrigen sind es gerade die Vergleichsmöglichkeiten zwischen den an sich zum Teil sehr heterogenen Objekten, was zusammen mit der in Wort und Bild überaus gediegenen Präsentation den Band wertvoll macht.

Richard Zürcher